

LAUREN GRAHAM

Einmal
Gilmore
girl,
immer
Gilmore
girl

TALKING AS FAST AS I CAN

Jetzt mit
Zusatzkapitel über
»GILMORE GIRLS-
EIN NEUES
JAHR«



verlassen hatten, dachte meine Mutter bestimmt noch wochenlang, ich würde in Capitol Hill arbeiten. Aber ich konnte mehr Zeit mit dir verbringen, und damit hatte ich mein Ziel erreicht. Es war echt schön dort. Wir haben oft Spritztouren mit dem Auto und Ausflüge an den Strand gemacht. Das klingt für dich jetzt wahrscheinlich ziemlich seltsam, aber so war das Leben in den 70ern. Und wir hatten unseren Spaß.

(Eine Pause, in der wir beide in Erinnerungen schwelgen.)

ICH:

Du hast viel für mich getan, Dad. Ich hab dich lieb.

DAD:

Ich hab dich auch lieb, mein Schatz.

(Noch eine Pause.)

DAD:

Wer ist da noch mal?

Als ich ungefähr fünf war, zogen wir nach Southampton, New York, vermutlich um in einem Haus zu leben, von dem man keinen Kopfsprung ins Wasser machen konnte, und ich ging in die Vorschule. Eines Tages, noch während der ersten paar Wochen, verließ meine Lehrerin kurz das Klassenzimmer (eine Horde Kinder mit Kübeln voller Leim allein zu lassen war auch typisch 70er), und als sie zurückkam, las ich meinen Mitschülern gerade aus einem Buch vor. Zuerst dachte sie, man hätte es mir einfach zu Hause so oft vorgelesen, dass ich es auswendig konnte, aber als ich sie dann erneut in Erstaunen versetzte, indem ich ihnen aus dem Stegreif ein anderes Buch vorlas – nimm das, *Grünes Ei mit Speck!* – mussten sie zugeben, dass ich tatsächlich lesen konnte. Mein Vater hatte mir schon, seit ich denken konnte, jeden Abend vorgelesen, und irgendwann ist wohl einfach der Groschen gefallen. Aber meine Lehrerin und die Schule irritierte das ungemein, weil ich versehentlich ihre gesamten Pläne fürs nächste Jahr durcheinandergebracht hatte. Wenn ich nicht in die Vorschule ging, um lesen zu lernen, konnten sie mich dann noch guten Gewissens das ganze Jahr mit Fingerfarbe malen und Geschichten erzählen lassen? Und wenn nicht, was sollten sie dann mit mir machen?

Schließlich wurde ich ins Büro eines total groovy Typs namens Mike

geschickt. Ich weiß nicht, was genau Mikes Job war, aber ich erinnere mich, wie ich in seinem Büro saß und Bilder von meinen Gefühlen gemalt hab oder so (die 70er!), während er lässig auf seinem Stuhl fläzte, mit den Füßen auf dem Tisch, woran ich überhaupt erst erkannt habe, dass er groovy war. So ging das tagelang. Mike fragte mich immer wieder, ob ich mich in der Vorschule langweile. Nicht wirklich, Mike – hast du die tollen Bücher gesehen, die es da gibt? Und das ist so ziemlich alles, woran ich mich erinnere. Aber am Ende der Woche hatte ich Mike anscheinend davon überzeugt, dass es mich intellektuell unterfordern würde, das ganze Jahr nur Bastelpapier zu hübschen Ketten zu zerschneiden, und so schickte er mich in die erste Klasse.

An meinem ersten Tag in der neuen Klasse hielt die Lehrerin eine Wahl ab, bei der wir alle nach vorne kommen und mit einem Strich auf der Tafel unsere Stimme für einen der beiden Kandidaten abgeben sollten: McGovern oder Nixon (die 70er!). McGovern gewann mit deutlichem Vorsprung (nicht im wirklichen Leben, aber – so eigenartig das auch ist – in meiner Klasse), und ich war eine der wenigen, die für Nixon stimmten. Ich fühlte mich deswegen irgendwie eigenartig. Obwohl ich keinen blassen Schimmer hatte, wer diese Kandidaten waren oder was das Wort »Kandidat« überhaupt bedeutete, wusste ich, dass ich dadurch, dass ich nicht zur Mehrheit gehörte, irgendwie die falsche Wahl getroffen hatte. Aber wie konnte eine ganze Schulklasse *nicht* für einen Typen namens Nixon stimmen, denn mal ehrlich, was gab es Cooleres, als ein X im Namen zu haben? Dass diese Besonderheit die anderen offensichtlich nicht im selben Maß umhaute wie mich, war das erste Anzeichen, dass ich hoffnungslos überfordert war.

Dass ich eine Klasse übersprungen hatte, schien eine Art besondere Leistung zu sein, aber ich erinnere mich hauptsächlich daran, wie ratlos und unwohl ich mich die meiste Zeit über fühlte, besonders in den ersten Wochen. Ich hatte vorher nie Schwierigkeiten gehabt, mich zu integrieren, aber jetzt fühlte ich mich nicht etwa besonders begabt, sondern nur unsicher und fehl am Platz. Plötzlich kam ich mir durch diese Eigenheit, die mich ausgezeichnet hatte und mit der ich die Leute in Staunen versetzt hatte, nur noch vor wie ein Freak.

Aber eine Klasse zu überspringen gab mir auch das Gefühl, ich hätte

ein Jahr »gewonnen«. Es geisterte in meinem Kopf herum wie ein Glücksbringer, und ich wollte so lange wie möglich daran festhalten, denn vielleicht würde ich es eines Tages brauchen. Ich weiß nicht genau, warum, aber irgendwie kam es mir vor, als wäre das Leben ein einziger gigantischer Wettbewerb, bei dem man möglichst schnell die Ziellinie erreichen musste – wie eine sehr, sehr lange Staffel von *The Amazing Race*. Dass ich eine Klasse übersprungen hatte, verschaffte mir den ultimativen Zeitbonus, ich konnte das Wahre-Leben-Pendant zum Shemozzle Race in Neuseeland einfach auslassen, selbst die besten Teams wie die Twinnies und die Afghanimals hinter mir zurücklassen und als Erste die Ziellinie erreichen, wo ein total süßer Gnom, ein übergroßer Pappscheck über eine Million Dollar von Phil und eine Reise nach Travelocity auf mich warteten.

Ein paar Jahre lang vergaß ich die Sache mit der übersprungenen Klasse fast. In der Grundschule und der Mittelschule hatte ich jedes Wochenende Reitunterricht, arbeitete manchmal nach der Schule in einem Stall und ging zu Geburtstagspartys, bei denen wir uns mitten in der Nacht rausschlichen und draußen im Pyjama rumflitzten. (Wir rennen! Um die Häuser! Im Pyjama! Wie aufregend!) Außerdem widmete ich mich einer Reihe höchst kultivierter Hobbys: die Häuser anderer Leute mit Klopapier beschmeißen (das war in meinem Freundeskreis nicht unbedingt etwas Schlechtes – eigentlich war es sogar ein gutes Zeichen, wenn die Leute sich genug für dich interessierten, dass sie dein Haus mit Klopapier bewarfen; ich weiß noch, dass ich gehofft habe, mein Haus würde öfter mit Klopapier beworfen), aufwendig inszenierte Seifenopern mit meinen Zaubertrollen in den Hauptrollen, Pferdedecken für meine siebenunddreißig Spielzeugpferde basteln und mit meinem knallroten Plastik-Kassettenrekorder Judy-Garland-Filme vom Fernseher aufnehmen. Ich blieb lange auf und hörte mir die Kassetten immer und immer wieder an, und es ist mir eine große Freude, euch zu verkünden, dass ich »The Trolley Song« (aus dem MGM-Musical *Meet Me in St. Louis* von Vincente Minelli) hier und jetzt für euch singen werde!

With my high starched collar,

*And my high-top shoes,
And my hair piled high upon ...*

Was meint ihr? Oh, okay, ihr habt wahrscheinlich recht, das sollten wir uns für später aufheben.

Jedenfalls lernte mein Vater zu dieser Zeit meine Stiefmutter kennen, sie heirateten, und wir zogen noch weiter raus in einen Randbezirk von Virginia, unter anderem damit ich es nicht mehr so weit zu dem Stall hatte, wo ich Reitstunden nahm, was ziemlich ironisch ist, weil ich kurz darauf die ganze Zeit, die ich dort verbracht hatte, stattdessen im Schultheater mitspielte.

Dass ich eine Klasse übersprungen hatte, wurde erst in der Highschool wieder Thema, als alle außer mir ihren Führerschein machten. Ich hatte die Schnauze voll davon, mit dem Schulbus zu fahren, und dass ich später als alle anderen mein eigenes Auto haben würde, schien mir eine ungerechte Strafe dafür zu sein, dass ich etwas früher lesen gelernt hatte.

In Virginia durfte man erst mit einundzwanzig Alkohol trinken, aber auf der anderen Seite der Brücke, in Washington D.C., ging das schon mit achtzehn, und wir hatten gehört, dass gefälschte Ausweise dort erstaunlich oft akzeptiert wurden. Dass wir so wild darauf waren, in die Bars von Georgetown zu kommen, lag hauptsächlich daran, dass wir dort stundenlang zu lauter Musik tanzen konnten, die wir in unseren Vorstadt-Kellern nie hören durften. Zu der Zeit war Tanzen angesagt. Irgendwann kam der Tag, an dem damit plötzlich Schluss und Tanzen nicht mehr cool war. Aber zu jener Zeit galt es mysteriöserweise als völlig okay, und ich weiß noch, wie wir bei jeder Gelegenheit wie irre herumhopsten. Michael Jackson tanzte im Fernsehen den Moonwalk, und so etwas hatte noch niemand je gesehen oder gehört. Unterwegs in ihrem VW-Golf-Cabriolet mit offenem Dach grölten Virginia Rowan und ich aus voller Kehle Songs von Wham!, Morrissey und einer neuen Sängerin namens Madonna mit. Bruce Springsteen war damals unser Ein und Alles. Meine Freundin Kathryn Donnelly stieg regelmäßig auf einen Tisch und sang den kompletten Text von »Born to Run«. Mit einem Besen als Mikrofon. Aus musikalischer Sicht war es eine tolle

Zeit für Teenager.

Ich hatte damals kein Interesse an Alkohol, aber ein paar der anderen Mädels schon, und natürlich hatten sie alle eine Mordsangst davor, von der Polizei angehalten zu werden. Und so wurde ich mit meinen fünfzehn Jahren und ohne Führerschein dazu auserkoren, die anderen im Mercedes von Joyce Antonios Vater herumzukutschieren. Das erschien mir wie die perfekte Entlohnung dafür, dass ich die schreckliche Ungerechtigkeit über mich ergehen lassen musste, ein Jahr jünger als alle anderen zu sein. Und meine Freundinnen, die trinken wollten, hatten einen Chauffeur. So profitierten wir alle davon!

AHAHAHAHAHA, es war so eine FÜRCHTERLICHE Idee! Echt das schlechteste Beispiel für »Learning by Doing«, das es je gab. Aber ich weiß noch, dass wir alle dachten, wir hätten eine sehr kluge und erwachsene Entscheidung getroffen, und wie stolz wir waren, dass wir unser »Wir wollen tanzen und illegal Alkohol konsumieren«-Problem auf so geniale Weise gelöst hatten. Denn sind Gesetze nicht eigentlich nur nervige Vorschläge? Wer braucht denn so was? Fünfzehnjährige wissen alles! Die gute Nachricht ist, dass wir die »Kein Alkohol am Steuer«-Kampagne sehr ernst nahmen. Die schlechte Nachricht ist, dass die »Fahr nicht ohne Führerschein Auto«-Kampagne einfach keinen guten Slogan hatte. Offen gestanden ist Autofahren ohne Führerschein eine dermaßen dumme Idee, dass niemand sich die Mühe gemacht hat, eine Werbekampagne zu starten, die den Leuten klarmachen sollte, wie dumm die Idee ist.

Erstaunlicherweise haben wir alle überlebt. Und irgendwann habe ich meinen Führerschein dann doch noch gemacht. Bei der praktischen Prüfung hatte ich schreckliche Angst, dass meine Fähigkeit, beim ersten Versuch korrekt rückwärts einzuparken, Verdacht erregen könnte - dass der Fahrlehrer sich zu mir umdrehen und sagen würde: »Ich habe den Verdacht, dass du das kannst, weil du dich so oft mit einem gefälschten Ausweis ins Winston's geschlichen hast, um die ganze Nacht zu Michael Jacksons P.Y.T. zu tanzen.« Glücklicherweise tat er das nicht.

Die ganze Zeit über ging mir mein gewonnenes Jahr nicht aus dem Kopf, aber ich war so erpicht darauf, es für den »richtigen« Moment aufzuheben, dass ich eine Gelegenheit verpasste, wo es womöglich